

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Preisträgerin,

Felicitas Hoppe ist die einzige mir bekannte Autorin (oder genauer: der einzige mir bekannte Mensch), dem ich vertraue, eine Laudatio auf sich selbst zu halten, ohne peinlich und lächerlich zu wirken oder gar groteske Züge anzunehmen. Nur ihr würde es gelingen, davon bin ich fest überzeugt, eine solche Preisverleihung nicht zum Exerzitium der Fremdscham werden zu lassen, das auch mit größtem Humor nicht zu ertragen wäre. Niemand lobt und preist sich so gut und so richtig und so schön wie Felicitas Hoppe. Ich wünschte aufrichtig, sie würde mir diese Aufgabe abnehmen, denn – wie Sie, meine sehr geehrte Damen und Herren und Du, liebe Felicitas – sehen werden, fällt es mir schwer, in Worte zu fassen, warum ich mich so über diese Preisentscheidung freue. Gewiss: Es gibt Werke von Felicitas Hoppe oder Passagen darin, für die man einen Preis für grotesken Humor hätte erfinden müssen, wenn es ihn nicht schon gäbe. Mich aber hat eine Formulierung der Pressemitteilung angezogen und nachdenklich gemacht: Heute, so heißt es dort, werde Felicitas Hoppe „für ihren feinen Humor“ geehrt, „der als Haltung zur Welt und Quelle der Einbildungskraft ihrem einzigartigen Werk zugrunde liegt“.

„Feiner Humor“: Mir gefällt dieses Lob, zum einen, weil ich damit fürs erste um das „Groteske“ herum komme, zum anderen wegen seiner Hintertürigkeit. „Fein“ ist Humor dann, wenn ihn nicht jeder bemerkt und wenn er nicht gleich auffällt. „Feiner Humor“ verfährt leise, dezent, zurückhaltend. Wenn er zu vornehm und damit überheblich und heimtückisch wird, verliert er seine Qualität. Dann verwandelt er sich in schwarzen Humor oder Sarkasmus. Vor allem aber: Feiner Humor ist so subtil beschaffen, dass er sich bis zur Ununterscheidbarkeit tief in eine ernsthafte Formulierung schmiegen kann. Wie also verhält sich dieser schmiegsam-ernste Humor zu jenem „typischen Hoppeernst“, den Hoppe sich in *Hoppe* attestiert hat?

Feiner Humor: Mir gefällt dieses Lob auch deswegen, weil mir bei der Kombination von – erstens – „Kasseler Literaturpreis für Grotesken Humor“, – zweitens – „Felicitas Hoppe“ und – drittens – „Laudatio“ unmittelbar eine Formulierung in den Sinn kam: ernstes Lachen. Diese Formulierung bin ich nicht mehr losgeworden. Abende mit Felicitas erinnere ich als heitere und zugleich als sehr konzentrierte, ganz und gar erfüllte Begegnungen. Gemeinsam mit ihr gibt es viel zu lachen. Ich bin mir aber nicht sicher, ob Felicitas Hoppe leicht lacht. Ihr Lachen hat in meiner Erinnerung etwas Tiefes und leicht Angerautes, etwas Gedankvolles und Nachdenkliches, und es geht immer einher mit einem dieser hellen Blicke, die sich genau für diesen Moment und dieses Zusammensein hier und jetzt interessieren.

Ernstes Lachen und „feiner Humor“: Ich will es noch einmal von einer anderen Seite her versuchen und gar nicht über den Humor nachdenken, sondern zunächst über das „Feine“ als eine ästhetische Kategorie. Ich folge dabei der weisen Einsicht, dass Umwege die Ortskenntnis erhöhen. Man muss nämlich zunächst festhalten: Es handelt sich um einen sträflich vernachlässigten Begriff. Für das „Historische Wörterbuch“, das vor nicht allzu langer Zeit auf Tausenden von Seiten „Ästhetische Grundbegriffe“ versammelt hat, handelt es sich bei „fein“ um keine relevante Kategorie. Dagegen hat der aus der Schweiz stammende, Berliner Aufklärer Johann Georg Sulzer in seiner „Allgemeinen Theorie der Schönen Künste“ 1771 einen aufschlussreichen Artikel zum Lemma „fein“ untergebracht.

Die Spur der feinen Kunst oder des Kunst des Feinen, auf die uns der feine Humor Felicitas Hoppes gebracht hat, führt also zunächst ins 18. Jahrhundert. Der Dichter nämlich, der das „Feine“ und die „Feinheit“ überhaupt erst ins ästhetische Bewusstsein gehoben hat, war Friedrich Gottlieb Klopstock. Seine ganze Verkunst beglaubigte die Überzeugung, dass die „Wirkungen“ der Poesie, wie er es formulierte, „von so verschiednen Feinheiten“ sind und dass diese Feinheiten „ein so mannigfaltiges Verhältnis untereinander“, dass es „unendlich schwer ist, sie alle mit Richtigkeit zu entwickeln“.

Nun ist Felicitas Hoppe, wenn ich es richtig sehe, noch gar nicht aufgefallen, dass sie mit Klopstock etwas am Hut haben könnte (von Sulzer ganz zu schweigen). Ich bedauere das sehr, denn eigentlich ist Klopstocks Epos *Der Messias* eine sehr Hoppe'sche Version der Bibel, wo sich die Passion in Rede und Beobachtung und Fabuliertes verwandelt, nicht um vom heiligen Geschehen abzulenken, sondern um ihm so nahe wie möglich zu kommen, aber nicht zu nahe zu treten – wenn man so will: um der Passion in allen Feinheiten gerecht zu werden. Dabei geht es eben nicht um die Abschilderung von Wirklichkeit, so wenig wie es Felicitas Hoppe um so etwas wie literarischen Realismus geht. Die Darstellung bemüht sich vielmehr um den „Mitätsdruck“. Gemeint sind damit jene überaus feinen Qualitäten der literarischen Sprache, die etwas mit Dynamik, mit Bewegung und Innehalten, Geschwindigkeit und Langsamkeit, mit dem wechselnden *Flow* des poetischen Wortes und mit dem *Drive* eines Werks zu tun haben, damit also, dass ein Wort hier und dort stehen kann, dass es diese oder jene Verbindung mit andern Worten einzugehen vermag und dass es diese Stellung ist, die einem Werk seine zwingende Plausibilität vermittelt. Es gibt so etwas wie die Positionsnotwendigkeit eines Wortes, die abhängt von den damit verbundenen Gedanken und Gefühlen, vor allem aber mit all den Worten, die es umgeben und mit denen es unendliche viele Beziehungen unterhält.

„Wer dieses recht überdacht hat“, so das ebenso schlichte wie harte Fazit Klopstocks dazu, der „wird sich oft entschlossen haben, lieber gar nicht zu schreiben“.

Gottlob haben sich weder Klopstock noch Felicitas Hoppe an diesen Rat gehalten. Zwischen beiden besteht wenigstens eine direkte Verbindung: Beide nämlich sind wichtige Kandidaten für eine Literaturgeschichte des Eislaufs. Klopstock war nicht nur wie die junge Hoppe in *Hoppe* ein leidenschaftlicher Eisläufer, sondern er hat im Kurven über die gefrorene Wasserfläche *das* Bild für seine Poetik der Feinheit und der schnellen Bewegung gefunden. Und auch die Schlittschuhmanöver der unglücklich in Wayne Gretzki verliebten Felicitas Hoppe, der Erfinderin des „Leuchtpuks“ mit dem Eishockey-Spitznahmen „Fly“, veranschaulichen eine bestimmte poetische Dynamik und Geschwindigkeit – eine Energie der Wortbewegung, die noch vor jedem Inhalt und ineins damit unsere Gefühlsbegegnung, unsere Gefühlsbekanntschaft und unsere Gefühlsvertrautheit mit einem literarischen Werk bestimmt.

Solche Eislaufautoren verfügen über einen eigenen Tonfall, und so ist es schon deswegen passend, dass sich Felicitas Hoppe in *Hoppe* ihren Spitz- und Ehrennamen „Fly“ verdient, weil sie „ins Fallen verliebt“ ist. Wie Klopstock wechselt sie eislaufend das Paradigma für literarische Kunst: Statt die Poesie an der Abbildungs- und Illusionsqualität der Malerei zu messen, orientiert sie sich an der Musik. So passt es überdies ins Bild, dass „Fly“-Hoppe nach dem Ende ihrer Eishockeykarriere ins Musikfach, zur Kompositionskunst, wechselt. Das geht nicht reibungslos. Ich zitiere aus *Hoppe*:

„Immer wieder kam es in Mels Kompositionsklasse zu Zusammenstößen, weil Felicitas die eigenwillige Gewohnheit hatte, Kompositionsprinzipien auf überraschende Weise aus völlig fachfremden Bereichen abzuleiten. In einem Referat über *Die Pause (The Art of Pause)* sprach sie, zur Überraschung aller Anwesenden, eine geschlagene Stunde lang nicht über Musik, sondern über Eishockey und über die höchst seltene Fähigkeit zur ‚Ausdehnung des Moments‘ (‚Extending the Moment‘), das Einzige, was den Puck ins Tor und die Kunst zum Erfolg bringe“. Sie beendet diesen Vergleich von Kunst und Eislauf mit einer „apodiktischen Formulierung“, die Klopstock gefallen hätte: Diese Kunst der Pause sei „leider etwas, worüber man zwar sprechen, was man aber nicht lernen kann, schon gar nicht, wenn man nicht das absolute Gehör hat“.

Wo bleibt bei diesem Kunsternst eigentlich der Humor? Das könnte man sich auch bei vielen Szenen des Films „Felicitas Hoppe sagt“ fragen, dessen Trailer Sie vorhin gesehen haben. Hier tritt eine eigentümlich hadernde Autorin auf: Sie hadert mit der falschen Wahrnehmung ihres Werks, mit Vorurteil und Unterstellung, mit einer teils aggressiv an sie herangetragenen Kritik am scheinbar bloß Verspielten, mit einer Kritik also, die sich nicht auf poetischen Eigensinn einlassen möchte und sich zu wenig Zeit nimmt. Kurz: Felicitas Hoppe hadert mit den Feinden des feinen Humors. Der feine Humor erinnert an eine soziale Haltung, die nicht in reflexhafter Meinungsbildung mit sich selbst zufrieden ist.

„Felicitas Hoppe sagt“ handelt aber auch – dies wurde in dem kurzen Ausschnitt zumindest angedeutet – von der Einsamkeit als Bedingung literarischer Kreativität. Und er handelt weiter und abgründiger vom „Ausnahmestand“ des Schreibens, von der „großen geistigen Anspannung“, der Entfremdung von der Welt und von der Sorge, die „Eindrücke des Lebens“ nicht mehr in eine „rechte Ordnung“ und „Form“ bringen zu können. So geht es einer Autorin, die die Welt in ihren „Feinheiten“ wahrnimmt und die der Welt mit allen Feinheiten der Poesie gerecht zu werden versucht. Felicitas Hoppe sagt: „Es ist diese Flut von Dingen, die ich zueinander ins Verhältnis zu setzen versuche, und merke, dass ich dem nicht gewachsen bin, und das bedroht mich unheimlich“.

Felicitas Hoppe ist eine der humorvollsten Autorinnen der Gegenwartsliteratur. Sie ist aber, als Vertreterin der feinen Poesie, zugleich auch eine unserer ängstlichsten Dichterinnen. „Unser Sprechen ist immer von Angst geleitet“, sagt Felicitas Hoppe, „der Angst vor dem Ungenügen, dem falschen Kommentar“. Aus Angst wird die junge Hoppe zur Stubenhockerin und beginnt zu schreiben. Ganz ohne Bewegung aber bleibt das Schreiben nicht in Gang. Und so erzählt der „Debütband Picknick der Friseure“, wie die Autorin es selbst formuliert, „[...] in zwanzig Variationen von nichts anderem als diesem Fluchttraum, der Sehnsucht nach Aufbruch und zugleich der Angst davor [...]“. In *Johanna* dankt Felicitas Hoppe ganz zum Schluss Ossip Mandelstam, und zwar „für die Angst, die mich jederzeit bei der Hand nimmt und führt. Wenn die Angst bei mir ist, habe ich keine Angst“. In den Augsburger Poetikvorlesungen erläutert sie dieses rätselhafte Zitat („Die Angst nimmt mich bei der Hand und führt mich. ... Wenn sie bei mir ist, habe ich keine Angst!“).

Dieses ebenso innige wie zwiespältige Verhältnis zur Angst hat etwas zu tun mit der unauflösbaren Verklammerung des Guten und des Bösen, des Helden und seines Gegners, von der die Literatur, die feine, die fein gearbeitete und fein wahrgenommene Poesie lebt. Und dies bedeutet auch: Nur, weil es kein ideales Leben gibt, wie Felicitas Hoppe sagt, benötigen wir Literatur, nur weil in der Welt die Gegensätze aufeinander angewiesen sind, weil die Welt also konstitutiv grotesk ist und weil es sich um eine humorbedürftige Welt handelt. Literatur ist ein „Versuch der Formgebung“ und „Gestaltung, selbst da, wo es um Vernichtung geht“: ein Akt der „Selbstbehauptung“.

Darin, und somit komme ich zum Schluss, liegt dann auch das Märchenhafte von Felicitas Hoppes Erzählkunst des feinen Humors. In den Märchen der Brüder Grimm, auf die sie immer wieder zurück kommt, geht es nicht gerecht zu, und genau das interessiert Felicitas Hoppe. Manchmal endet es für die Fleißigen gut, manchmal für die Faulen, manchmal für diejenigen, die treu und redlich handeln, manchmal für die, die umstandslos ihren Launen folgen und Vereinbarungen brechen, manchmal für die Ehrlichen, manchmal für die Flunkerer, Lügner und Betrüger. Es wird glücklich geheiratet, aber auch virtuos gequält und gemordet. In der gespaltenen Gesellschaft der Märchen liegen die glänzenden Gemäcker der Königshäuser nur wenige Seiten weit entfernt von bitterster Armut. Und es gibt, wie Felicitas Hoppe zurecht bemerkt hat, kein Zeichen dafür, dass sich an diesem Ineinander von Gutem und Schlechten insgesamt etwas ändern wird, weil es nun einmal kein ideales Leben gibt – wie in den Geschichten, die Felicitas Hoppe erzählt.

Wie kommt es nun aber, dass uns ein Buch über ein junges Mädchen, das bei lebendigem Leib verbrannt wird, nicht todunglücklich zurück lässt? Warum blasen wir nicht Trübsal, nachdem der Löwenritter alle seine Vorstellungen vom richtigen Ritterleben hat fahren lassen müssen? Und woher schöpfen wir neuen Mut, als die große Liebe von Hoppe auf den letzten Seite von *Hoppe* eine andere Frau heiratet, als der „süße und quälende Traum“ ausgeträumt ist, als Hoppe ratlos und verraten vor dem Hamelner Hochzeitshaus steht?

Das geht nur mit feinem Humor: Wie die Märchen stiften auch diese Geschichte angesichts einer Welt, in der das Gute und Schlechte verknotet sind, eine eigentümlich Zuversicht: durch ihren Erzählton, der sie unverwechselbar macht, durch ihren Tonfall, durch ihren einzigartigen Rhythmus, der uns durch alles hindurch trägt. Darin liegt ja auch die Originalität der Grimm'schen Märchen: im Märchenton, an dem Wilhelm Grimm ein Leben lang gearbeitet und gefeilt hat. Der feine Humor verbirgt sich im Tonfall, im Märchenton und im Hoppe-Sound, der noch dann in unserem literarischen Bewusstsein und Gefühlsvorrat bleibt, wenn alle Inhalte und Handlungen vergessen sind. Dieser feine Humor der Sprachbewegung trägt uns, weil er dem Ernst der Lage angemessen ist und sie nicht leugnet.

„[...] je fremder der Wald, durch den wir wandern“, so schreibt Felicitas Hoppe in ihren Augsburger Poetikvorlesungen, „desto vertrauter und lauter die Lieder, mit denen der Reisende sich Mut ansingt“. Hoffen wir also, dass Felicitas Hoppe sich immer wieder und weiter auf jene Reise begibt, die das Schreiben ist, und damit nicht nur sich, sondern auch uns Mut ansingt: mit feinem Humor, der uns angesichts der grotesken Weltverhältnissen zuversichtlich bleiben lässt.

Ich gratuliere Dir, liebe Felicitas, von ganzem Herzen zum Kasseler Literaturpreis für Grotesken Humor.